

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 219.

Freitag, 21. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banffrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Winderker.

(22. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Diesmal verzichtete Herr Müller auf eine Antwort. „Das war vor drei Wochen ungefähr. Dann eines Abends kam er mit einer ganz verrückten Idee. Zuerst habe ich gedacht, er sei betrunken. Aber er war tatsächlich nüchtern. Er sagte mir, er wolle mir den einen und noch einen zweiten Wagen dazu schenken, aber ich müßte schon am nächsten Tage mit ihm ins Ausland fahren. Nach Paris. Oder Brüssel . . .“

„Nach Brüssel?“, warf der Besucher ein.

„Ja — ich weiß nicht mehr recht. Zuerst habe ich ebenfalls zugesagt. Da war er ganz begeistert. Er war fürchterlich aufgereggt, wie ein kleiner Junge. Dann lief er weg, meinte, ich solle einstweilen die Koffer packen. Aber nur das Notwendigste. Alles würde er mir in Paris neu kaufen. Und noch mehr dazu. Wie er dann fort war, habe ich mir den ganzen Kram überlegt. Sehen Sie, man hat schließlich hier keine Verbindungen. Gewissermaßen Verpflichtungen. Gott — so einfach wäre das alles nicht gewesen. Da läuft man doch nicht einfach weg.“

Und dann, wer hätte mir dafür garantiert, daß der kleine Chiari das Geld nicht einfach klaute? Und dann sah man da drüben im Ausland, und die Polizei wurde einem schnappen — nee. Knif. Kommt nicht in Frage.“

„Selbstverständlich!“, machte Herr Müller. Er hatte sich eine Zigarette angezündet.

„Ja“, fuhr sie fort, „und dann wollte es der Zufall, daß ein anderer Bekannter an dem gleichen Abend anrief, er wollte nach Pontresina, ob ich mitkäme. Natürlich sagte ich zu. Noch in derselben Nacht sind wir FD abgereist. Es war wundervoll.“

„Das kann ich mir denken.“

„Ja, ja. Das können Sie glauben. War das nicht richtig gehandelt von mir?“

„Vollkommen!“, nickte Herr Müller. „Aber Gnädigste — haben Sie denn inzwischen keine Zeitungen gelesen?“

„Wieso?“ Fräulein Baselli wußte offenbar nicht, was diese Frage mit der Klugheit ihres Handelns zu tun hatte.

„Run“ — Herr Generalagent Müller drückte seine Zigarette in der Aschenschale aus — „in der Nacht, in der Sie Schlafwagen erster Klasse FD nach Pontresina fuhren — ist in der Italia-Bank ein kleiner Mord passiert. Der Portier wurde erschossen.“

Entgeistert blickte die junge Dame ihren Besucher an.

„Na ja“, sagte sie dann, beinahe zufrieden, „ich wußte es ja. Habe ich es Ihnen nicht eben gesagt? Sauberer Junge. Ei, ei.“ Sie schüttelte den Kopf. „Hat man ihn schon verhaftet?“

„Ben?“

„Na — den Chiari doch?“

„Ich wußte nicht, mein Fräulein, daß ich Ihnen gesagt hätte, daß Herr Chiari der Mörder ist.“ Der Besucher war aufgestanden und stand nun etwas steif und formlich vor dem hübschen Mädchen, das ihn sprachlos und maßlos dumm anstarrte.

„Ach so“, machte sie dann schnippisch.

„Abgesehen hat mir Herr Chiari diesen Handschuh

für Sie mitgegeben“, erinnerte sich der Besucher noch, indem er den Handschuh aus seiner Ledermappe nahm. „Herr Chiari glaubte, Sie würden ihn vermissen?“

„Ach nee . . .“, als ob ich nur ein Paar hätte“, spottete sie und warf den Handschuh achtlos nach hinten ins Zimmer. „Den hatte er in seinem Wahnsinn in seiner Tasche behalten. Der Idiot.“

„Gerade an jenem Abend, als er mit Ihnen ins Ausland fahren wollte?“

„Wenn Sie es genau wissen wollen: ja. Er hatte beide in seiner Manteltasche und mir nur einen zurückgegeben. Er war immer so fahrig.“

„Gut!“, sagte der Besucher mit merklicher Betonung. „Sie hatten die große Güte, offen zu mir zu sein. Ich möchte nicht unhöflich erscheinen und mich revanchieren. Ich hatte durchaus nicht die Absicht, Ihr Leben zu versichern. Mein Name ist Kriminalkommissar Weiß.“

„Um Gotteswillen!“, schrie die junge Dame entsetzt auf. „Ich flehe Sie an — um Gotteswillen — bringen Sie mich nicht in diese Standalgeschichte hinein — um Himmelswillen nicht — Herr . . .“

Sie weinte und rang die Hände.

„Das ist Ihre einzige Sorge?“, fragte Weiß. Er wollte weiterprechen, wollte ihr sagen, wer der Schuldige sei, wenn der jüngere Chiari tatsächlich der Mörder war, — aber angewidert schwieg er still und nahm seinen Hut.

„Blöder Kerl!“, hörte er die „Dame“ hinter sich schreien, ehe die Türe hinter ihm ins Schloß fiel.

Am Nachmittag ließ Kommissar Weiß den Direktor Chiari zum Verhör heraufbringen. Der Mann, der ihm nun gegenüber saß, war kaum noch als der frühere Direktor Chiari zu erkennen. Wie Augen eines Irren lief sein Blick unruhig hin und her. Das Zusammenballen seiner Hände war schon zu einer Reflexbewegung seiner überreizten Nerven geworden. Die sonstige Eleganz des Bankdirektors war bei dem Häftling verschwunden. Die Weste war schief zugeknöpft, die Krawatte unordentlich gebunden. Seit zwei Tagen hatte Direktor Chiari ununterbrochen im Verhör des Untersuchungsrichters Dr. Zöller gesessen, der die Ermittlungen der Angelegenheit des Italia-Banffraches leitete. Seit zwei Tagen saß er im Kreuzfeuer juristischer Spitzfindigkeiten — nun war er dem Zusammenbruch nahe. Wohlweislich hatte Weiß diesen Zeitpunkt für seine Erhebungen angelegt, die die von der Betrugsaffäre abgetrennte Mordsache betrafen.

„Was wollen Sie von mir?“, stöhnte Chiari, als man ihn dem Kommissar vorführte. „Ist es nicht genug, daß man mich zwei Tage lang folterte? Ich weiß nichts von dem Mord. Lassen Sie mich doch in Ruhe. Was soll ich Ihnen für Auskünfte geben?“

Weiß fühlte etwas wie Mitleid. Aber er nahm sich zusammen. Jetzt ging es um alles. Seine eigene Position war gefährdet. Falsche Rücksicht war nicht am Platze.

„Hören Sie zu, Chiari“, sagte er ruhig, „von Anfang an habe ich offen und ohne alle kriminalistische Kniffe mit Ihnen gesprochen. Nicht nur, weil ich gleiche

Ehrlichkeit bei Ihnen voraussetzte — denn Sie sind viel zu klug, um nicht selbst zu wissen, daß nur offene Karten Ihre eigene Lage verbessern können. Am Anfang hielt ich Sie sogar noch für einen anständigen Menschen. Aber Sie sehen — man kann sich auch als Kriminalist hin und wieder täuschen. Nicht zuletzt glaubte ich auch zu der Annahme berechtigt, daß Sie — wenigstens dank einem glücklichen Zufall — nicht der Mörder des armen Portiers seien. Ich muß Ihnen leider eingestehen, daß ich heute über die Richtigkeit meines ersten Gefühls sehr im Zweifel bin. Darum nochmals: in Ihrem ureigensten Interesse: Seien Sie offen. Sie dürfen mir glauben — ich will Sie damit nicht dupieren —, daß die Polizei inzwischen Belege in Händen hat, die den Verdacht gegen Sie, Chiari, sehr erhärten.“

Weiß ließ eine Pause eintreten. Aufmerksam blickte der protokollführende Schreiber hinter seinem Pult hervor.

Chiari schwieg. Weiß öffnete die Schublade seines Schreibtisches und nahm Chiaris Pistole hervor.

„Erkennen Sie diese Waffe als Ihr Eigentum an?“

Chiari war hochgefahren und starrte wie geistesabwesend die Pistole an. Dann nickte er langsam und schwer.

„Ja“, presste er mühsam hervor.

„Wie lange liegt diese Waffe in Ihrem Schreibtisch?“

„Ich weiß es nicht mehr. Zwei Monate . . ., drei Monate . . .“, sagte Chiari nach kurzem Zögern.

„Sie haben die Waffe inzwischen nie in der Hand gehalten?“

Chiari schüttelte den Kopf. „Ich hatte keine Veranlassung dazu.“

„Also niemals auch nur in die Hand genommen?“

Chiari zögerte.

„Vielleicht einmal, wenn ich meinen Schreibtisch aufräumte. Also nur zufällig.“

„Ich verstehe“, nickte Weiß, „man will fortgehen, sucht noch rasch etwas im Schreibtisch, hat vielleicht sogar schon Handschuhe an — und räumt dabei in der Eile das Schießessen zur Seite. Nicht wahr?“

Chiari sah ihn aufmerksam an.

„Nicht wahr, so ist es doch?“

„Nein, Herr Kommissar. Ich habe meinen Schreibtisch zu Hause fast nie zum Arbeiten benutzt. Ich habe höchstens hin und wieder einmal darin geräumt, in müßigen Stunden . . .“

„Sie können sich also nicht erinnern, diese Pistole in der letzten Zeit mit Handschuhen angefaßt zu haben?“

„Ich habe es bestimmt nicht getan.“

„Aha!“ Weiß sah vor sich nieder. Das alles hatte sehr bestimmt geklungen und war möglicherweise ehrlich gesagt.

„Sagen Sie, Chiari“ — er schlug einen gemüthlicheren Ton an — „wie erklären Sie sich das Verschwinden Ihres Bruders?“

Chiari nickte trübe vor sich hin. „Ich weiß es nicht, Herr Kommissar. Mein Bruder ist ein schwacher Mensch. War zu Hause sehr verwöhnt. Meine Mutter liebte ihn abgöttisch. Er war so haltlos. Und ich . . .“

„Sie waren es nicht weniger ihm gegenüber.“

„Vielleicht. Ich weiß es nicht. Ich kann mir sein Verschwinden nicht erklären. Warum fragen Sie mich in diesem Zusammenhang nach meinem Bruder?“ Er sah aus angstvollen Augen den Kommissar an.

Weiß zuckte mit der Schulter.

„Ihr Bruder hatte ebenso die Absicht, sich das Geld anzueignen, wie Sie selbst.“

„Unmöglich!“ Chiari war entsetzt.

„Ich weiß es“, nickte der Kommissar ruhig. „Und ich weiß auch, daß er in der Nacht, in der der Mord passierte, in der Bank war.“

„Das glaube ich nicht.“

„Ich fand am Tatort einen Handschuh, den Ihr Bruder bestimmt an jenem Abend in seiner Manteltasche trug.“

Chiari sah starr. Dann brach es los.

„Sie lügen, Kommissar. Sie lügen. Sie wollen meinen Bruder verdächtigen, weil Sie meine Liebe zu dem Jungen kennen, und glauben, daß Sie mich zu einem Geständnis bewegen, wenn Sie den Verdacht gegen Umberto aussprechen. Weder ich noch mein Bruder haben etwas zu gestehen. Wenn mein Bruder entflohen ist, dann war es, weil er Schulden hatte — und wußte, daß er mich an den Rand der Verzweiflung gebracht hat. Es war sein letzter Ausweg, Kommissar. Aber ein Mörder ist mein Bruder nicht. Mein Bruder hat nie eine Waffe besessen.“

Weiß machte eine beruhigende Handbewegung.

„Ihre Liebe zu Ihrem Bruder ist schön und echt Sie“, sagte er ruhig. „Sie werden aber nicht leugnen, daß Ihre Waffe hier auch Ihrem Bruder zugänglich war?“

„Was soll die Frage?“

„Nun. Die gerichtshemische Untersuchung hat ergeben, daß diese Waffe, Ihre Pistole, Chiari, die Ihrem Bruder zugänglich war, gerade um die Zeit, da der Mord passierte, benutzt wurde. Nicht nur, daß ein Schuß im Magazin fehlt, Chiari — auch die Hülse am Tatort und das Geschloß in der Leiche des Portiers stammen von dieser Ihrer Waffe, Chiari. Wie wollen Sie mir das erklären?“

Chiari schwieg.

„Nun?“, fragte Weiß ungeduldig.

Chiari war vornüber gesunken und hielt die Hände vor sein Gesicht.

„Wollen Sie es mir nicht sagen?“ fragte Weiß nochmals.

Erst nach einer Weile nahm Chiari wieder die Hände vom Gesicht — ein wilder, italienischer Fluch. Sonst nichts.

Weiß wartete noch einige Minuten. Dann ließ er Chiari wieder abführen.

So war auch der fünfte Tag der gewährten Frist verstrichen.

Weiß schüttelte einen unangenehmen Gedanken ab.

*

Auch am Nachmittag arbeitete Weiß wie ein Löwe. Noch einmal erwog er alle Chancen. Alle Möglichkeiten. Er war gereizt wie ein wildes Tier. Herrgott — sollte diese verd Geschichte durch die Binsen gehen?

Er arbeitete bis spät. Als er bereits fortzugehen im Begriff war — mühsam hatte er sich zu einem gewissen Burschigkeitsstandpunkt durchgerungen —, wurde ihm eine Besuchskarte hereingebracht.

„Die Dame wartet draußen im Gang“, sagte der Bürodienner.

„Marianne Chiari“ las Weiß erstaunt.

„Ich lasse bitten.“

„Gnädige Frau?“ wandte er sich höflich an die Eintretende. Sie sah müde und verhärtet aus. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ Er war vor seinen Schreibtisch getreten und reichte Frau Marianne einen Stuhl. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich möchte Sie um die Erlaubnis bitten, meinem Mann sprechen zu dürfen. Man verwies mich an Sie, Herr Kommissar. Wäre es möglich?“

„Ohne Zweifel, falls Herr Chiari nicht gerade im Verhör bei dem Untersuchungsrichter sitzt“, bestätigte Weiß. „Aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß diese Unterredung nur im Beisein eines Beamten stattfinden kann.“

„Ja“, sagte Frau Marianne nach kurzem Zögern. „Würden Sie die Freundlichkeit haben, das Erforderliche zu veranlassen?“

„Gerne.“ Weiß nahm das Telephon zur Hand und erkundigte sich nach Chiari. „Schicken Sie ihn sofort herüber!“ wies er an.

„Es wäre mir lieb, wenn Sie selbst der Unterredung beiwohnen wollten“, sagte Marianne zu Weiß, der sich schweigend verbeugte.

(Fortsetzung folgt.)

Rokoko in Berlin.

Die große Gefahr, die dem Palais Ephraim in Berlin am Mühlendamm drohte, dadurch, daß der Weltverkehr dieses Opfer alter Baukunst zu fordern schien, ist ja nun wohl beseitigt. Man wird es, wenn ein Abbruch dieses reizenden Rokotohauses durch die Erweiterung der Schleusenanlagen für den Berliner Großschiffahrtsweg nötig werden sollte, oder das Häuschen einer neuen, 45 Meter langen Brücke mit modernem Untergrundbahnhof darunter weichen müßte, zurückverlegen. Kurzum: es abreißen und wieder neu aufführen.

Denn es ist ein unwiederbringliches Stück jener lebenswürdigen Ausdrucksform in Stein, wovon die



Ansicht der Hauptfront des Palais Ephraim.

Reichshauptstadt leider nicht sehr viel anderes besitzt außer diesem Palais Ephraim, so beschwingt und leicht und fein und tief sinnig gegliedert, wie ein Musikstück von Mozart. Allerdings hat es einen Vorläufer in jenem alten Kameke'schen Palais in der Dorotheenstraße, womit Andreas Schlüter, der große Baumeister des Berliner Barock, in einer frohen Stunde die ganze Geschmackskultur des Rokoko herausnahm.

Solche Sommerhäuser, wie das des Herrn v. Kameke, das jetzt als „Freihaus“ der Royal Port Loge in Berlin bekannt ist, entstanden an der Spree seit der Zeit, da Friedrich I. mit dem Königtum einen Repräsentationsanspruch zur Geltung brachte, der sich auch auf die Wohlhabenden aus Adel und Bürgertum übertrug. Zu diesen gehörte auch der Finanzmann Ephraim, der sich an der Ecke von Mühlendamm und Poststraße in einem schön gelungenen Bogen der Hausfront sein Palais errichten ließ. Vier Doppelsäulen tragen den mächtigen Balkon über dem Portal. Rokoko-Puten stützen die wundervoll verzierten Gitter. Darüber stützen mächtige Pilaster die Hausfront der oberen Stockwerke. Chinesische Schriftzeichen auf diesen Pfeilern zeichnen etwas von dem Geistesgehalt des Ostens auf diese reizvolle abendländische Hausfront, die so ganz leicht, liebenswürdig unbeschwert und lebensfreudig dasteht.

Geht man hinein in den Flur des Treppenhauses, so kommt man angesichts einer Treppenspirale von so schönen Linien und einem so klaren Durchbruch nach oben, wie nur immer Gontards große Schöpfung des Waisenhauses in Potsdam sie aufzuweisen hat. Von dem Balkon hat man übrigens einen Blick auf Berlins schönste Kirche aus alter Zeit, die Nikolaitirche über der Poststraße.

Berlin muß doch eigentlich zur Zeit des Großen Friedrich eine feine eigenartige Lebenslust gehabt haben. Denn wir nicht noch ein paar dieser Häuser im Berliner Rokoko stehen, die uns das lebendig zeigen, wir wären nur auf die noch erhaltenen reizvollen Entwürfe angewiesen, die uns zeigen, wie nicht nur der König sein Wartenhaus Sanssouci hatte, sondern auch die Berliner Bürger, die es sich leisten konnten.

Es gibt da im Palais Ephraim, das heute von Berlin bewohnt ist, ein rotes Chinesenzimmer. Die farbige Raumwirkung berührt uns modern, Gold auf rotem Lackuntergrund: Chinoiserien, wie man solche Malereien damals nannte. Ein tanzender Chinese vor einer Laute, eine schlafende Dame aus dem Reich der Mitte. Ein bezopfter Krieger mit Jagdhund an der Leine. Alles von einer leicht atmenden Beschwingtheit, die es uns so gar nicht ankommen läßt, daß von dieser großen Bauepoche des Berliner Bürgertums so gar wenig auf uns gekommen

ist. Man erschrickt um so mehr bei dem Gedanken, daß auch dies noch dem wachsenden Verkehrsstrom von Tausend-tonnenschiffen, den gigantisch übersteigerten Ansprüchen der Großstadt weichen müssen.

Deutsche Herbstlandschaften.

Eine Reisebilderreihe.

Von Konrad Haumann.

Deutsche Herbstlandschaften ... Silberweiß schimmern die Guthen der Rhön von abertausenden Alpenbisteln. Korallenrot stehen die Vogelbeerbäume an den Gebirgsstraßen des Erzgebirges. Farbenreich bunter Wald ist aus dem Schwarzwald geworden. Weinlaubsbunt haben sich die weinduftenden Berghänge der deutschen „Weinflüsse“ geschmückt. Farbenreichtum allerorten in den deutschen Gauen. Überall erfreut herbstliche Kleinkunst den Wanderer. Lohende Heide um Wegränder, um deren blaßrote Glöckchen die Bienen summen. Korallenrot leuchtende Vogelbeerbäume — im hellblauen Herbsttagshimmel ein frohes Farbenspiel. Mächtige Kastanien stehen wie braungoldene Laubdome. Von blutrotem Weinlaub umspinnen sind Bauernhäuser, Kleinstadtkirchen, Burghöfe, Stadtmauern. Buntgediegte Pracht zeigen die Blumengärtlein der Bauern und Bürger — grad so, als hätte der Herrgott seinen buntesten Farbensüßel darüber ausgegossen. Voller volksliebhafter Idyllen stehen alle ländlichen Fluren. Wie Riesenspielzeug wirken die Bauern hinterm Pflug im gelb-braunen Mosaiik der Bergäcker. Kartoffelfeuer blauen aus den Tälern. Nebel wogt zwischen Flußhängen — doch aus dem morgendlichen Nebelgewoge wird ein wunder-schöner Herbstwandertag

Die Lüneburger Heide blüht ... Blühende Heide — Zwischenspiel vom Spätsommer zum Herbst ... Alarmruf zahlreicher Wanderer, die die rote Stille der Heidelandschaft lieben. Spätsommerlicher Sonnenbrand über der lohenden Farbensglut des Heidelandes. Verkommen ziehen Wanderer, ein Eristasträußlein am Hute, durch das rote Summen und Jippen. Geheimnisvolle Heidewächter, die düsteren Bächholderbüsche, die morrigen, windverwehten Heidebirken. Über jahrtauliebenden Eichen-gräbern hockt die Sage. Auf einem Findling an radzerfurchtem Birkenweg sitzt ein stridender Schäfer inmitten seiner weidenden Heidschuden. Verweht die alten Heidehäuser, an deren Strohdächern die getreuzten Pferdelöpfe nicht fehlen; auf dem Ficht dreht sich als Windzeichen das geheiligte Sachsenroß. Schod fürn Scheffel — Schod fürn Scheffel klingen im Viertakt die Dreischlegel aus den Tennen. Wenn nachts die Eulen rufen, tanzen trügerische Irlichter über schwanke Moor. Hohe Zeit der Heide, wenn in purpurnem Brautgewand die Erla blüht ...

Harzherbst ... Mit goldgestifteten Bannern ist der Harzherbst im Gebirge eingezogen ... Goldne Farben lobern aus dem grünen Meer von Wipfeln über Berg und Tal. Aus Armeen grüner Fichtenwipfel leuchten weißgoldne Birken. Aus dem kalben Grün des Nischwalbes flammen schwere Gold- und Orange-töne. Immer neue Blattherzen wirbeln im dämmrig-silbernen Buchenwald. Rot leuchten die Büschel der Ebereschen. Vio-lettes Farbenschimmern liegt über den Bergwiesen: die Herbstzeitlosen blühen zu Tausenden. Noch immer klingt das Geläut der Herbstglocken über den Fluren. Fachwerkbunte Harzstädte sind herbstblumenverzaubert; bunte Blumenteppeiche die Blumen-samenfelder zwischen Quedlinburg und Aschersleben. In Bor-gärten blühen still die letzten weißen Rosen. Rotbädig lachen reisende Äpfel in Blankenburgs Plantagen. In diesen Tagen gibts ein prächtig Wandern durchs stille Seltetal und durch das herbstbunt gefärbte grandiose Bodetal, empor bis zum Broden, um dessen granitines Verghaupt der Herbststurm vergeblich zauft ...

Die Hirsche rufen ... Rebel steigen aus Gebirgswiesen ... In bunten Farben prangen die Bergwälder. Da klingt in die Herbstabende hinaus der Liebeschrei der Hirsche. Bis in die Häuser der Walddörfer klingt das dröhnende Röhren. Scheu drängt sich das Kahlwild zusammen, mutige Rivalen lockt das stolze Kampfschrei heran. Im Kampf um die Liebesbeute, Kampf auf Leben und Tod, trachen die Geweihten zusam-men — Sieger auf dem Plaze bleibt der gewaltigere Kämpfer, der Stärkere. Urganig dröhnt des Waldbönsigs Siegesgeschrei durch die nebeldurchgeisterte mondhele Herbstnacht ...

Herbst im Hochgebirge ... Das große Schweigen der Berge ist wieder angebrochen. Wie die Zugvögel sind die Sommer-gäste und ihr Treiben davongeflattert. Schweigend in ihrer Allgewalt steht die Bergwelt, deren Wälder der Herbst bunt-gefärbt hat, deren Gipfel schon wieder blauer Neuschnee bedt. Von den hochgelegenen Almen sind die Herden heruntergekommen; bald ziehen Herden und Sennen hinab ins Winterquartier, in die Täler. Verglommene verglüht in letzter Kraft ...

Die Weinlese lockt ... Herbst — selige Zeit der Weinlese ... An den Berghängen reist der Wein ... Weindunst schwingt über den Hängen des Rheins und der Mosel, der Ahr und der Nahe, am Neckar und am Main, über der Pfalz und um den Kaiserstuhl. Weingolden, mit zäher Kraft verglüh die Sonne über schiefen Rebhängen. Zudem den Saft der Trauben. Altersgraue Burgen hocken wie feinaste Weinbergswächter, die traubenklüsternde Stare und Menschen mit ihren Schießprügeln scheuchen, über den Weinädem. Bald erwacht arbeitssames Getriebe in den budligen, schieferblauen Weinbergskellern. Schweren Schrittes kappen die Winzer mit schwerkgefüllten Rückenbüten, die unvermeidliche Tabakspfeife zwischen den Zähnen, Weinbergswegen empor, hinab. Winzerlarten mit Raucherhaken und Traubennähten holpern die steilen Weinbergswegen hinauf, an frommen Muttergottes vorüber. Aus den Rebstöcken leuchten die weißen Kopftücher der fleißigen Traubenleserinnen; sind die Winzerliefen froh gestimmt und ist die Traubenernte gut, so singen sie. Kumpelnd setzen altväterliche Fahren von Ufer zu Ufer. Malerisches, emsiges Treiben in den verschrobenen trummen Gassen der Winzerkeller. Unter der Kelter fließt der Strom des Mostes zäh und süß in die Fässer der Weingewölbe. Dabelnd klingt die Hiesharmonika um die Kelter in die früh hereinbrechende Nacht hinein ...

Herbststurm an der Waterlant ... Sturmumtobt stehen wir auf dem Deich vor dem Küstenstädtchen. Schauen in den grandiosen Aufruhr der Elemente. Tiefhängende graue Wolken türmen windgepeitscht am Himmel. Das Meer tobt. Donnernd schlagen die Wogen an die Steindämme der Waterlant, stürzen darüber hinweg bis zum schützenden Deich her. In rasender Schnelligkeit, unberechenbar branden die Wogen heran, rollen gischweiß, breitgeredt in tosender Brandung heran. Schießen aus tiefem Wellental hoch, laden im Nu zusammen — vreschen wütend davon. Dazu heult der Sturm in allen Tonarten. Die Dämmerung kommt. Leuchtbojen, Leuchtschiffe, Leuchttürme blinken auf, dem Schiff und Fischerboot Ziel und Rettung. Wägen den draußen befindlichen Schiffen glückliche Heimkehr beschieden sein.

Niesige Schwärme, Silberfischschwärme von Heringen und Sprotten, erscheinen nun vor der Elbmündung. Da hat sich auch die gesamte deutsche Fischerflotte versammelt, um den Segen des Meeres zu heimsen. Motoren klattern und schwarzgraue Segel klatschen. In Cuxhaven und Wesermünde, den großen Fischereihäfen, ist Hochbetrieb ...

Mit Hoi und Husa treibt der Herbststurm, die Wilde Jagd, das Wilde Heer mit Bodan und Frau Holle an der Spitze, weiter ins deutsche Land hinein über die Wälder der Gebirge hinweg, daß die Stämme ächzen und krachen ...

Nun geht es wieder dem Herbst entgegen ... Erlebnisreiche Wandertage durch die farbenreichen deutschen Landschaften brechen an.

Neue Bücher

* „Landeskunde von Deutschland.“ Band III. Von Prof. Dr. K. Krebs. 35 Kartenstücken und 32 Abbildungen auf 16 Tafeln. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.) Von dem ausgezeichneten Buche des Berliner Ordinarius für Geographie, Prof. Krebs, ist soeben eine 2. Auflage erschienen, die gegenüber der ersten ganz erhebliche Änderungen und Verbesserungen aufweist. Der Band gehört bekanntlich zu einer von Krebs herausgegebenen „Landeskunde von Deutschland“, die zunächst auf drei Bände berechnet war, jetzt aber in vier Bänden erscheinen soll, und zwar soll nicht das Deutsche Reich innerhalb seiner heutigen Grenzen beschrieben werden, das Werk soll vielmehr eine Geographie Deutschlands sein, also des ganzen Raumes, in dem Deutsche in geschlossenem Volkstum sitzen, und dem sie ein wesentliches Gepräge verliehen haben. Überall wird der ursächliche Zusammenhang aller Erscheinungen der Kulturlandschaft, insbesondere der Abhängigkeit der Besiedelung, der Wirtschaft und des Verkehrs von der Oberflächengestalt klar herausgearbeitet. So ist das Buch wirklich eine „Landeskunde“ im besten Sinne des Wortes für alle geographisch interessierten Kreise und auch für das Studium sehr zu empfehlen.

* Georg Glodemeier: „Von Naturalwirtschaft zum Milliardentribut.“ Mit 6 Tabellen. (Amalthea-Verlag, Wien.) Eine kluge und instruktive Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Wirtschaft, Staat und Kultur bauen sich auf einer fundamentalen Tatsache und ihrer fortschreitend intensiveren Ausnutzung auf: auf der Tatsache, daß die Ergiebigkeit der Natur und die menschliche Arbeits-

fähigkeit so beschaffen sind, daß die bei Erzeugung von Nahrung und Kleidung tätigen Menschen mehr produzieren als ihrem Eigenbedarf entspricht. Die dadurch frei werdenden Menschen können sich anderen, nämlich den kulturellen Aufgaben widmen. Je intensiver die Ausnutzung dieses Momentes ist, je größer die Verhältnisziffern werden zwischen nahrungsschaffenden und kulturschaffenden Menschen, desto höher wird der Stand der Kultur. Besser würde der Verfasser allerdings sagen: der Zivilisation. Dies proportionale Verhältnis zergliedert die deutsche Wirtschaftsentwicklung in vier Epochen: in die Zeit der Landnahme bis 600, die Zeit der Urbarmachung und Ostkolonisation bis 1300, die Zeit der Wasserräder der werdenden Naturwissenschaft, des Kleinkapitals und der Kleinstädte (bis 1800) und die Zeit der Maschine, der sieghaften Naturwissenschaft, des Großkapitalismus und der Großstädte. Besonders aktuelle Bedeutung hat das interessante Kapitel: „Was sind zwei Milliarden?“, eine erschütternde Darstellung des Young-Plans.

* L. u. S. Hartig-Attems: „Der Palatin“, historischer Roman. (Amalthea-Verlag, Wien.) Ein spannend geschriebener historischer Roman, der im 14. Jahrhundert in Ungarn, Kroatien und an der Adria spielt. Der Kampf um den ungarischen Thron, um die Stephanskronen, ist die Grundidee. Aus der plastisch und farbig dargestellten Kleinmalerei ungarischen Landlebens, aus der Schilderung des sorgenlosen Alltags, aus Gesang, Zigeunermusik und mittelalterlichem Kunstwesen erkennt der Leser — wie fernes, unheilvolles Wetterleuchten — Anzeichen für die schweren Kämpfe, die Ungarn nach dem Tod ihres großen Königs Ludwig (1326—1382) durchtoben. Das ausgezeichnete geschriebene, von umfassenden historischen Kenntnissen zeugende Buch klingt aus in der Vereinigung der rechtmäßigen Königin Maria und Sigismunds auf dem alt-ehrwürdigen, neu gesegneten Thron Ungarns. Der Autor ist seit 1922 Kanzler des Großpriorates von Böhmen und Österreich des souveränen Malteser-Ritterordens.

* Hugo Otto Kleine: „Flandern“. Eine Novelle aus der großen Flandernschlacht des Jahres 1917. (Wellersberg-Verlag, Lindenthal bei Leipzig.) Der bereits durch einen Kriegsgeheimband „Herbe Jugend“ bekannt gewordene Verfasser gibt diesmal in Prosa eine Fülle ergreifender Momente aus dem Kriegsleben des Jahres 1917 in der von Granaten zerwühlten flandrischen Landschaft. Die vom jugendlichen Mittkämpfer aus eigenem Seelengrunde dem Weltkriegs-Bildchen hinzugefügten „novellistischen“ Umarmungen machen das Büchlein besonders für jeden ehemaligen Frontsoldaten interessant.

* Balesca Gert: „Mein Weg“. (Verlag A. Z. Deoprent, Leipzig.) Erst Mensch sein, dann Künstler, das ist der Sinn der spannenden Selbstbiographie Balesca Gerts, die als Tänzerin ihre eigenen Wege zu gehen verstand und von tiefem menschlichen Formungswillen beherrscht, eine Welt tragisch-grotesker Gestalten erschuf. Nicht weniger originell bleibt sie auch auf literarischem Gebiet, indem sie auf das Buch den ganzen einzigartigen Reiz ihrer faszinierenden Persönlichkeit überträgt.

* „Lehrplan für die körperliche Erziehung an Knaben- und Mädchenschulen.“ Von Statuturnrat J. Lenz und Fachberaterin R. Holtzschmidt. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Zur Selbstständigkeit und Ausdauer zu erziehen, Gemeinschafts- und Kameradschaftsgefühl herauszuarbeiten, ist eine der Hauptaufgaben des Turn- und Sportunterrichts. Entschluß- und Willenskraft, Mut- und Selbstbeherrschung sollen geweckt und gefördert werden — nur so ist das Ziel einer harmonischen Körperdurchbildung zu erreichen. Diese Gedankengänge liegen auch dem vorliegenden Lehrplan zugrunde. Das Büchlein geht zunächst auf die äußeren Notwendigkeiten (Übungsräume, Kleidung, Körperpflege usw.) ein, bringt dann die methodisch-pädagogischen Grundsätze, worauf sich Stoffauswahl und Stoffbehandlung in den einzelnen Altersstufen schließen.

* „Kosmos-Sternkarte.“ Drehbar, mit durchbrochenem Deckblatt. (Kosmosche Verlagshandlung, Stuttgart.) Die „Kosmos-Sternkarte“ ist besonders übersichtlich dank den schönen, weichen und natürlichen Farbönen des Drucks, sehr stabil und leicht zu handhaben, hat ein bequemes Format, groß genug, um alle Einzelheiten deutlich hervortreten zu lassen. Auch die Anleitung zum Gebrauch für die verschiedenen Verwertungsmöglichkeiten, die sich auf der Rückseite der Karte befindet, ist kurz und klar. Die Karte bietet eine Fülle von Anregung zu Beobachtungen am heimischen Himmel.